

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die „Friedenspeife“.

Von J. Ehrenburg.

(Aus dem Russischen übertragen von Hersto.)

Der ruhige Lichtstrahl braucht Tausende von Jahren, um von uns zu den Sternen zu kommen, wie kurz dagegen ist des Menschen Leben — die Kindheit mit ihren Spielen, Liebe, Arbeit, Krankheit, Tod. Es gibt Teleskope von großer Stärke, Tabellen mit großen Zahlen, der Mensch besitzt Augen und Verstand, doch wie kann man eine Wage bauen, um unser kurzes Leben abzuwägen: auf der einen Schale den ruhigen Strahl, die Zahlenreihen, den Raum, die Welten, auf der andern das Wachsen des Menschenkörnleins, wie es keimt, fñhrt und verdorrt? Wer weiÙ, vielleicht wiegen die vierzig so unbedeutenden Jahre doch am schwersten.

Es war Krieg. Irgendwann wird man schon das richtige Beiwort finden — großer Krieg oder kleiner Krieg — das diesen Krieg folgeleich von allen anderen Kriegen der Vergangenheit und Zukunft unterscheidet. Für die Menschen, die damals lebten, war es einfach der Krieg, wie man einfach sagt: die Pest oder der Tod.

Es war Krieg. Auf dem kleinen Fleck nahe bei einem Steinhäusen, der früher Ypern hieß, lagen, saßen, aßen und starben, starben schnell, die Hände hochwerfend, landfremde Männer. Man nannte sie das 118. Linienregiment des französischen Heeres. Dieses Regiment wurde im Süden gebildet, in der Provence, und bestand aus Bauern — Weinbauern und Hirten. Sechs Monate lang aßen und schliefen die trauhaarigen, braunen Männer in ihren Lehmlöchern, sie schossen und starben, die Arme hochwerfend einer nach dem andern, und im Stab des Armeekorps hieß es, daß das 118. Linienregiment die Stellungen an der „Schwarzen Furt“ verteidige.

Gegenüber, fünfhundert Schritte entfernt, saßen andere Männer und schossen auch. Unter ihnen gab es nur wenige trauhaarige und braune Männer; meist blond und blauäugig, schienen sie größer, derber als die Weinbauern. Sie sprachen eine unverständliche Sprache. Es waren pommersche Akerbauern und wurden in dem andern Stab das 87. Reserve-Bataillon des preußischen Heeres genannt.

Es waren Feinde; zwischen ihnen lag das Land, von dem die Weinbauern und Akerbauern sagten, daß es „niemand“ gehöre: Es gehörte weder dem deutschen Kaiserreich noch der französischen Republik, noch dem belgischen Königreich. Von Geschossen zerklüftet, von verlassenem Schützengraben kreuz und quer durchzogen, angefüllt mit faulenden Menschenknochen und verrosteten Metallstücken, war diese Erde tot und gehörte niemand. Kein einziges Grashalmchen war auf der zerrissenen Erdoberfläche geblieben, und am Mittag des Julitages roch sie nach Kot und Blut. Jedoch niemals war für den segnetesten und schönsten Garten so gekämpft worden wie für diese heiß ersehnte faulende Einöde. Jeden Tag kroch jemand aus der französischen und deutschen Erde auf die Erde, die niemand gehörte, und vermengte sein klebriges, zimtbraunes Blut mit dem gelben Lehmboden.

Die einen sagten, daß Frankreich für die Freiheit kämpfe, die andern, daß es Kohlen und Eisen stehlen wolle, doch der Soldat des 118. Linienregiments, Pierre Dubois, kämpfte, weil es Krieg war. Vor dem Krieg hatte er Weinbau betrieben. Wenn es oft regnete, oder die Phylloxera in die Reben kam, machte Pierre ein finsternes Gesicht und schlug mit einem trockenen Reißig den Hund, damit er ihn nicht „aufstreifen“ sollte. Doch in einem guten Jahr, wenn er die Ernte mit Gewinn verkauft hatte, zog er ein gulgeplättetes Hemd an und fuhr in das nächste Städtchen. Dort in der Sänke „Zum Rendezvous des Prinzen“ vergnügte er sich nach Herzenslust, das heißt, er klatschte der Magd auf den breiten Rücken, warf zwei Sous in den Musikautomat und hörte mit offenem Mund ein Potpourri an. Einmal wurde Pierre krank, er hatte ein Geschwür am Ohr und das tat sehr weh. Als es klein war, ritt er gern auf der Ziege und stahl der Mutter die trockenen Feigen. Pierre hatte eine Frau mit Namen Jeanne. Oft streichelte er zärtlich ihre feste Brust, die so dunkelverbrannt war wie Pierre Dubois. Dann begann

Frankreich für die Freiheit zu kämpfen oder nach Kohlen zu gieren und er wurde Soldat im 118. Linienregiment.

Fünfhundert Schritte von Pierre Dubois entfernt saß Peter Debau. Sein Leben war dem Pierre Dubois' nicht ähnlich, wie die Kartoffel nicht der Weintraube, der Norden nicht dem Süden gleich. Und doch war es dem andern unendlich ähnlich, wie sich ähnlich sind alle Früchte der Erde, alle Länder, alle Leben. Peter hat nie in seinem Leben Weintrauben gegessen, er sah sie nur im Fenster eines Ladens liegen. Musik liebte er nicht, an Feiertagen spielte er Kegeln. Er wurde mürrisch, wenn die Sonne zu stark brannte und es nicht regnete, weil das Gras dann gelb wurde und seine Kühe wenig Milch gaben. Sein Ohr tat ihm nie weh: Einmal erkältete er sich und lag die ganze Woche in hohem Fieber. Als er klein war, spielte er mit dem Dackel seines Vaters und fing die Sonnenstrahlen in seiner Mütze auf. Seine Frau Johanna war weiß wie Milch, mollig und weich wie gekochte Kartoffeln und dem Peter gefiel das. So lebte Peter. Dann sagten die einen, daß Deutschland für die Freiheit kämpfe, die andern, daß es Kohlen und Eisen rauben wolle und Peter Debau wurde Soldat im 87. Reserve-Bataillon.

Auf der Erde, die niemand gehörte, waren weder Freiheit noch Kohlen — nur Knochenreste und verrosteter Eisendraht, doch die Leute wollten die niemand gehörende Erde — koste es was es wolle — erobern. In dem einen wie in dem andern Stab wurden Pläne darüber entworfen und Dokumente verfaßt. Am 24. April 1916 ließ ein Leutnant den Pierre Dubois zu sich rufen und befahl ihm, um zwei Uhr nachts über den verlassenem Schützengraben, „Kagankorridor“ genannt, bis zu den deutschen Stellungen zu kriechen und die deutschen Vorposten zu erkunden.

Pierre Dubois war achtundzwanzig Jahre alt. Das ist sicher nicht viel — denn der ruhigste Strahl durchläuft hunderttausend Jahre. Doch als Pierre den Befehl erhielt, dachte er nur, wie früher die Phylloxera die Reben zerstörte und Krankheiten den Menschen heimfucheten, so ist jetzt Kriege — und der Mensch soll nicht nach Jahren, sondern nach Stunden zählen. Bis zwei Uhr nachts waren es noch drei Stunden fünfzehn Minuten. Er hatte noch Zeit, einen Brief anzunähen und Jeanne zu schreiben, daß sie nicht vergesse, ein Kiesel auf die jungen Reben zu streuen. Er hatte noch Zeit, mit kurzem lauten Schlucken seinen schwarzen schlechten Kaffee zu trinken und sich dabei an dem Becher die Hände zu wärmen.

Um zwei Uhr nachts kroch er über den klitschigen Lehmboden, um die Erde, die niemand gehörte, zu erobern. Er schlich langsam den Kagankorridor entlang, stieß sich an Knochen und Drahtverbauen. Dann endete der Korridor, rechts und links liefen leere Schützengraben, so verlassen wie verwaiste Häuser. Pierre überlegte, welchen Schützengraben er gehen sollte — den rechten oder den linken, beide führten zum Feinde, das heißt zum Tode. Er wollte sich eine Atempause gönnen, und da der Platz wohlverborgen lag, begann er seine Pfeife zu rauchen, eine armselige Soldatenpfeife, mit Lehm beschmückt. Ringsum war es sehr still. Gewöhnlich schossen die Leute nur am Tage, in der Nacht töteten sie sich gegenseitig auf geräuschlose Art, sie schickten einzelne Soldaten aus, die wie Schlangen krochen, oder legten unterirdische Minen. Pierre rauchte seine Pfeife und schaute zu dem sternbesäten Himmel empor. Er maß nicht und weisagte nicht, er verglich nicht die großen Welten mit seinem Dörfchen in der Provence. Er dachte nur, ob es wohl im Süden auch solche Nacht wie hier gebe, daß es dann gut für die Weintrauben sei und für Jeanne auch, da Jeanne warme Nächte so sehr liebte. Er lag da und rauchte; mit aller Gut seines behaarten tierischen Körpers freute er sich, daß er hier, auf der toten, niemand gehörenden Erde immer noch lebte, atmete, rauchte und sich mit Händen und Füßen noch rühren konnte.

Noch hatte Pierre nicht Zeit gehabt, seine Pfeife völlig auszuräumen, als um die Biegung ein menschliches Angesicht auftauchte und sich vor ihm aufrichtete. Jemand kroch auf ihn zu. Pierre sah das Gesicht, blond und breit, so anders als die Gesichter der Weinbauern und Hirten in der Provence. Pierre sah das fremde Gesicht, den fremden Helm und die fremden Knöpfe. Es war Peter Debau, doch für Pierre war es der Feind, wie es Krieg und Tod war. Er wußte

nicht, daß am Abend ein deutscher Leutnant Peter Debau auch einen Befehl gegeben hatte, daß Peter auch seinen Mantel ausgebeßert und der Johanna geschrieben hatte, sie solle die trächtigen Kühe nicht vergessen, und daß er seine Erbsensuppe gegessen hatte. Pierre wußte das alles nicht, und wenn er es auch gewußt, hätte er es nicht verstanden: er wußte nur, daß auf einem kleinen Fleck in diesem Jahre Krieg war. Für Pierre war Peter einfach der Feind, er traf ihn, den Feind, unerwartet und so nahe, daß er auf seiner Stirn den fremden Atemzug spürte. Pierre bäumte sich auf wie der alte Urahn in den Wäldern, krümmte sich wie ein Wolf und war bereit auf seine Beute loszuspringen. Peter, der den Feind so nahe sah, daß er das fremde Herz klopfen hörte, streckte die Hände wie der Urahn und beugte das Knie, um besser springen zu können.

So lagen sie einander gegenüber, jeder wartete, keiner wollte anfangen. Einer sah auf die Hände des andern und, ohne sich ins Gesicht zu sehen, verfolgte jeder die Bewegungen der anderen Hände.

Und die Pfeife Pierres brannte. Die Feinde lagen einander gegenüber und wollten nicht töten, doch sie wußten genau, daß sie töten sollten. Sie lagen friedlich und atmeten einer dem anderen ins Gesicht. Wie Tiere beschnupperten sie das fremde Haar. Der Geruch war so vertraut und bekannt, es war der Geruch des Soldaten im Schützengraben, des nassen Mantels, des Schweißes, der schlechten Suppe, des Lehmbodens.

Sie kamen aus fremden Ländern, aus der Provence und aus Pommern, zu dieser Erde, die ihnen fremd war und niemand gehörte, und wußten — das ist der Feind, den man erdroßeln soll. Sie versuchten nicht, miteinander zu reden — zu verschieden sind die Länder und die Sprachen. Sie lagen friedlich einander gegenüber, und die Pfeife Pierres brannte. Peter, der seine Pfeife nicht anzünden konnte, weil er wußte, daß eine kleine Bewegung der Hand Kampf um Leben und Tod bedeute, atmete den Tabakrauch ein und sperrte den Mund auf. So bat er, und Pierre verstand ihn und streckte seinen Kopf zu ihm hin. Peter nahm mit den Zähnen die Pfeife aus Pierres Zähnen. Aber immer ließen die Augen die anderen Hände nicht außer acht. Peter tat einen Zug und gab die Pfeife zurück. Pierre zog daran und, ohne diesmal eine Bitte abzuwarten, gab er sie dem Feinde wieder hin. So taten sie einige Male, vergnügt die Soldatenpfeife rauchend, zwei Feinde auf der niemand gehörenden Erde, die um jeden Preis erobert werden sollte. Sie taten jeden Zug langsam, vorsichtig, sehr, sehr langsam. Sie wußten, daß es für einen von beiden die letzte Pfeife war. Da kam das Unglück. Noch bevor die Pfeife zu Ende geraucht war, ging sie aus. Einer von beiden war nachdenklich geworden und hatte nicht rechtzeitig ihr kurzes Leben mit seinem Atem verlängert. War es Pierre, der an seine braune Jeanne dachte, oder Peter, der von seiner blonden Johanna Abschied nahm? Einer von beiden. . . . Sie wußten, daß man kein Feuerzeug nehmen konnte, weil die kleinste Handbewegung Kampf um Leben und Tod bedeutete, und dennoch versuchte es einer von beiden. War es Pierre, der die französische Republik verteidigte und in der hinteren Tasche einen Feuerstein mit einer langen Blimmschnur hatte, oder Peter, der Streichhölzer besaß und für das deutsche Kaiserreich kämpfte? Einer von beiden. . . .

Sie packten und würgten sich. Die Pfeife fiel hin und versank in dem Lehm. Sie würgten sich und schlugen sich, schlugen sich lange und schweigend, rollten sich auf der Erde wie eine Lehmkugel. Dann, da einer den anderen nicht bezwingen konnte, bissen sie sich mit den Zähnen in die behaarten Backen, in den geäderten Hals mit dem heimischen und vertrauten Geruch und vermischten das braune flebrige Blut mit dem gelben Lehm des Bodens. Und ruhig lagen sie, wiederum friedlich nebeneinander, Tote auf der toten, niemand gehörenden Erde.

Bald waren die ruhigen Strahlen, die von den Sternen zur Erde gingen, nicht mehr zu sehen. Es wurde Tag. Die Menschen, die in der Nacht schweigend mordeten, begannen beim Anblick der Sonne offen zu töten, sie schossen aus den Gewehren und Kanonen. In den Stäben der beiden Armeen trug man in die Liste der Vermissten die Namen von zwei Soldaten ein, Namen, die so verschieden und doch so ähnlich waren. Als die Nacht wiederkehrte, trocken auf der Erde, die niemand gehörte, andere Soldaten, um das auszuführen, was weder Pierre noch Peter hatten tun können, denn in diesem Jahre war Krieg.

In dem Dörfchen in der Provence streute die braune Jeanne Schwefel auf die Weinreben und beweinete ihren Pierre. Nachdem sie ihn betrauert hatte, nahm sie in ihr Haus einen anderen Mann — Paul. Es mußte doch jemand die Weinreben beschneiden und ihre feste Brust streicheln, die so dunkel war wie die Weintrauben zur Zeit der Ernte. Sehr weit von ihr, aber doch näher als ein Stern dem anderen, weinte die blonde Johanna und schüttete den trächtigen Kühen das Futter vor. Und da die Kühe viel Mühe machten und ihr milchweißer Körper nicht ohne Järllichkeit sein konnte, erschien auf dem Bauernhofe ein neuer Mann, der hieß Paul. Als die Frauen erfuhren, daß ihre Männer die letzte Pfeife geraucht hatten, trauerten sie, und dann freuten sie sich wieder mit

ihren Männern, denn in diesem Jahre wie in den anderen Jahren siegte das Leben.

Im April 1917 hörte die niemand gehörende Erde, die nach Blut und Kot roch, auf, niemand zu gehören. An einem warmen, hellen Tag starben dort viele Leute aus vielen Ländern, und der gelbe, mit Blut vermischte Lehmboden wurde jemandes rechtliches Eigentum. In dem Schützengraben, im Kagenkorridor, gingen die Männer, die früher auf dem Bauch gekrochen waren, wieder ganz ruhig, ohne den Kopf zu beugen. An der Biegung, dort, wo der Kagenkorridor endete, liefen links und rechts andere Schützengräben, die keinen Namen hatten. Dort fanden Soldaten zwei Skelette, die sich umarmten wie zwei Liebende, die überrascht wurden vom Tode, der von ferne, geheim und unerwartet, erschienen war. In der Nähe lag eine kleine Pfeife.

Da liegt sie vor mir, arme Soldatenpfeife, mit Lehm und Blut beschmutzt, die Pfeife, die im Krieg zur „Friedenspfeife“ wurde. Ich sehe darin noch ein wenig graue Asche — Spuren von zwei Leben, die schnell verbrannten, schneller als in der Pfeife ein wenig Tabak verbrennt, zwei Leben, die schön waren und doch nichtig.

Wie kann man eine Wage bauen, um das Wachsen eines Menschenkörnleins abzuwägen, um auf eine Schale Tausende und aber Tausende von Jahren zu werfen und auf die andere so viel Zeit, wie diese kleine Soldatenpfeife bringt, um ausgeraucht zu werden? . . .

Der Berlin-Spandauer Knüppelkrieg.

Aus der Geschichte Berlins.

Von Elli Radtke-Warmuth.

Im Mittelalter besaß jede größere Stadt in Deutschland auch eine eigene Wehrmacht, die sich aus den wehrfähigen Bürgern zusammensetzte. Die unsicheren Verhältnisse des Landes, die häufigen Kriegswirren, nicht zuletzt aber auch die Frechheiten der raublustigen abligen Herren hatten dazu geführt. Mitunter führten aber auch die streitbaren Städte gegeneinander Krieg. Von einer merkwürdigen Feldschlacht zwischen den Nachbarstädten Berlin und Spandau, die im Jahre 1567 auf der Ebene zwischen Spandau und Liechow, dem heutigen Charlottenburg, ausgefochten wurde, ist uns eine Schilderung des zeitgenössischen Chronisten Nicolaus Veuthinger überliefert und von Streckfuß mitgeteilt worden.

Es handelte sich eigentlich nicht um eine ernsthafte Schlacht anlässlich einer Fehde zwischen den beiden Städten, sondern vielmehr um eine Art Manöver, ein Waffenspiel, das der damalige märkische Kurfürst Joachim II. zu seinem Vergnügen und „zur Bedung des kriegerischen Sinnes der Bürger“ befohlen hatte, so wie die Herrscher und Fürsten zu jeder Zeit am Kriegsspielen eine besondere Freude gehabt haben.

Dem Befehl zu Lande ging ein dreitägiges Wassergefecht auf der Havel zwischen den Berliner und Spandauer Flotten (!) voraus, bei dem der Kurfürst sich so amüsiert haben soll, daß ihm die Tränen die Backen hinunterließen, während die Frauen und Kinder der Kämpfenden flehentlich um endliche Beendigung des Kampfes baten.

Der Plan des Landmanövers war so gedacht, daß letzten Endes die Berliner Sieger bleiben und Spandau in die Flucht schlagen sollten. Man kämpfte in diesem besonderen Falle nicht mit scharfen Waffen, sondern nur mit kurzen Fehstöcken. Aber auch mit diesen konnten die ausgeleiteten Hiebe recht empfindlich werden. Infolge dieser schmerzhaften Knüppelhiebe wurde der Kampf mit der Zeit ernsthafter, als er eigentlich sein sollte. Jeder wollte einen besonders gut sitzenden Schlag dem Gegner möglichst fühlbar wieder heimzahlen, und schließlich war es gar kein Spiel mehr, sondern ein regelrechter Kampf, von zornentbrannten Streitern, bei dem rücksichtslos drauflos geschlagen wurde. Nun hatten die Spandauer auch keine Lust mehr, die Besiegten zu spielen. Vergessen war der schön ausgearbeitete Plan, jede Partei wollte es der anderen tüchtig geben. Und als die Spandauer gar noch durch eine vorgetäuschte Flucht die Berliner aus ihrer Stellung lockten und ihnen danach heimtückisch in den Rücken fielen, kannte die Wut keine Grenzen mehr. Jegliche Einmischung zum Friedensstiften war unmöglich, man hörte nicht einmal auf den Kurfürsten, der zwischen die Kämpfenden ritt, vom Pferd gerissen wurde und selbst in die Gefahr kam, in dem tobenden Gewühl zu Tode getreten zu werden.

Erst die einbrechende Nacht kühlte die Kampfeslust etwas ab und brachte die Wütenden auseinander. Welche Partei den Sieg heimtrug, scheint unentschieden gewesen zu sein. Beide Teile triumphierten und meinten, die andere zu Boden geschlagen zu haben. Sowohl die Berliner als die Spandauer zogen in ihre Stadt zurück, um sich die Köpfe verbinden und die Beulen kühlen zu lassen.

Für den Spandauer Bürgermeister Bartholomäus Bier hatte dieser Knüppelkrieg noch ein recht unangenehmes Nachspiel. Erbot darüber, daß die Spandauer es gewagt hatten, seinen Schlachtplan eigenmächtig zu ändern und ihm das schöne Vergnügen zu stören, ließ der Kurfürst den Bürgermeister in derselben Nacht noch aus dem Bette holen, nach Berlin schaffen und dort ins Gefängnis werfen, wo er mehrere Monate sitzen mußte.

Den Spandauer Bürgern drohte man ebenfalls sämtlich schwere Strafen an, ließ es jedoch dann bei der Drohung bewenden. Den

Berlinern geschah weiter nichts, sie konnten in Ruhe ihre zerhaue- nen Schadel ausheilen lassen. —

So ließen sich die Untertanen völlig grundlos, ohne jeden Sinn und Zweck, zur bloßen Belustigung ihres Landesherrn in eine wüste Schlägerei hineinbeugen — fast genau so, wie es bis in die letzte Zeit hinein der Fall gewesen ist!

Morgenländische Abendunterhaltungen.

Von Dorothea G. Schumacher.

Der alte Orient kannte keine außerhäuslichen, abendlichen Kunstgenüsse. Sänger, Tänzerinnen und Schattenspieler gingen jedoch in reiche Häuser und Hörsäle, zu Hochzeiten oder Gastmählern, wo sie ihre Kunst gegen Bezahlung seitens des Gastgebers zum Besten gaben. Das erwähnte Schattenspiel haben aber erst die Türken aus ihrer Urheimat Hochasien mitgebracht, und es ist als erstes „Theater“ des Morgenlandes anzusehen. Die Araber des Kalifates von Bagdad, Granada und Kairo waren große Freunde der häuslichen Musik. Um diese sammelte sich das ganze Haus, auch die weiblichen Familienmitglieder und deren Freundinnen, die hinter einem sie vor Männerblicken schützenden Vorhange saßen. In noch früherer Zeit, schon vor Mohammed, pflegten die Araber abendliche Versammlungen auf freien Plätzen abzuhalten, bei denen Preislieder öffentlich vorgetragen wurden, deren Hauptanerkennung darin bestand, daß man sie, auf Seide geschrieben, an die Türen oder Säulen befestete, wovon sie den Namen „Mo'allakat“, d. h. die Angehefteten, bekamen. Diese „Mo'allakat“ gehören zu den herrlichsten Dichtungen des älteren Morgenlandes.

Erst die europäische Kultur hat dem Orientalen auch außerhäusliche Konzerte und Theater gebracht, nach wie vor aber scheut der wohlhabende Morgenländer sich oft, sein Haus zum Zwecke der Zerstreuung zu verlassen. Für den Armen aber gab es in Kairo, Konstantinopel und anderen Städten lange schon solche Unterhaltungen, da seine „Häuslichkeit“ ja oft nichts als ein zerrissenes Zelt oder eine bröckelige Lehmhütte ist, die ihm nur zum Schlafen dienen kann.

Sind es in Konstantinopel die uralten, nun schon etwas modernisierten Schattenspieltheater oder „Karaokios“ (d. h. Schwarz-Auge), welche die Masse unterhalten, so hat Kairo seine volkstümlichen Singhallen, in denen hier und da Araber mit sehr schönen Stimmen oder anmutige Tänzerinnen auftreten.

Der Grundzug der arabischen Musik ist die Schwermut — es ist immer, als klagte das Volk um seine verschwundene glänzende Kultur. . . . Jussuf, der Dosef der Bibel, dessen Geschichte sich auch im Koran findet, der Sultan Salaheddin und der algerische Freiheitskämpfer Abd el Kadir sind wohlbelungene Gestalten und Lieblingshelden des arabischen Volkes. Die Zuhörerschaft lauscht mit einer kindlich frommen Begeisterung, der sie aber erst am Schluss durch zahllose Ausrufe freien Lauf läßt. Für den Fremden ist das Benehmen dieser Zuhörer (die immer nur Männer sind) ein Theater im Theater. Hier paßt das Sitat:

„Sie geben sich und ihren Büh zum besten,
Und spielen ohne Gage mit.“

Auch ersteres trifft zu, denn der Morgenländer zeigt sich gern in einem neuen, buntestreifen Seidentastan und kleidlich geschlungenen Turban, unter dem wohl gar eine Blume hervorlugt.

Mit verlebter Aufmerksamkeit folgt man jeder Bewegung, jedem Miene- und Gesichtswechsel der Tänzerin, ruft ihr Schmeichelworte zu, wirft ihr Goldstücke oder Blumen auf das Podium, die sie dann, falls sie biegsam genug ist, sich zurückbeugend mit den Zähnen aufhebt, was donnernden Beifall hervorruft!

Vor einigen dreißig Jahren noch mögen solche Abendunterhaltungen in Kairo gang und gäbe gewesen sein. Im Gegensatz zum Heute war früher noch kein Alkoholenuss gestattet, ebenso wie auch anrührige Personen ausgeschlossen blieben. Die damaligen Zuhörer waren gewiß auch stiller und gingen nicht in die Singhallen, um Abenteuer und Streit zu suchen, sondern sich zu erholen. Die jetzt mehr und mehr vergessenen Gesänge hießen „Reschid“ und „Maua“. Der „Reschid“ war meist von geschichtlich-romanischem Inhalt, der „Maua“ aber eine Art nächtlichen Klage- oder eine Serenade, oft von großer Schönheit. Einzelne Sänger haben heute noch Berühmtheit im Volke, so der Scheich Salam und die Tänzerin Magrebia. In diesen Gesängen, vorgetragen von sammetweichen, glöckelnden, melancholischen, etwas vibrierenden Stimmen, offenbart sich dem Zuhörer das alte Morgenland in all seiner Größe und Schwermut. Viele dieser Lieder, aus alten, sehr alten Tagen stammend, waren nie aufgezeichnet worden, sondern vererbten sich von Sänger zu Sänger, von denen jeder wohl etwas Eigenes hinzufügte, nach Ausdruck und Inhalt.

Seit kurzer Zeit besteht nun eine arabische Nationalbühne, und zwar in Kairo und Damaskus. Ausgeschlossen von ihrem Besuch sind die mohammedanischen Frauen, die heutzutage jedoch Erlaß im Besuch von Kinetheatern und europäischen Bühnen suchen, die in den größten Städten des Orients häufig sind. Die Bühnen kommen der Furcht des Morgenländers, seine Frau öffentlich zu zeigen, durch Anlage von vergitterten Logen entgegen, aus denen man zwar heraus, in die man aber nicht hineinschauen kann. — Auch der Schauspielberuf ist der mohammedanischen Frau verschlossen; an ihre Stelle treten verkleidete Jünglinge mit möglichst hoher Stimme. Erst in allerletzter Zeit erschienen auch weibliche Darstellerinnen. Diese aber waren Armenierinnen und christliche Snerinnen.

Großer Beliebtheit erfreute sich dieses moderne arabische Theater nur, solange es groteske und derbkomische Sachen darstellte. Verselbterte, ernstere Darstellungen finden kein Verständnis beim morgen-

ländischen Volke. Einige Theaterunternehmer, wie Abjad Bei und Scheich Solama haben sich durchzusetzen gewußt, wiewohl das Volk doch die alten Schattenspiel-Harlekinaden vorzog. Auch diese werden nur zumeist im Ramadhamonat besucht, wobei eifrig getrunken und gespeist wird, da der Ramadham die Fastenzeit ist, in welcher nur nach Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang Nahrung eingenommen werden darf.

Der ländliche Morgenländer führt ein nach abendländischen Begriffen mehr als solides Dasein! Ebenso wie die Arbeit meidet er auch das Vergnügen nach Sonnenuntergang und geht mit seinen Hühnern und Vögeln zugleich zu Bette, während er beim ersten Morgenstrahl auch schon auf ist, sein Gebet in erstaunlicher, gewissenhafter Weise verrichtet, seine weichgelochten Bohnen zum Frühstück genießt und sich dann zu gemächlicher Arbeit auf seinen Acker begibt.

Ihm ist es schon eine Erholung, wenn er am Abend, d. h. zwischen sechs und sieben Uhr, wenn im düsteren Rot und Violett der Abendhimmel über Kairo steht, noch ein Stündchen in einem Kaffeehaus sitzen kann, wo er bei einigen Täßchen schaumigen arabischen Trunkes (zu zwei Fennigen die Tasse) oder bei einer gurgelnden Wasserpfeife den Vorträgen eines Greises lauscht, der, sich auf einem höchst primitiven Streichinstrument selbst begleitend, halb durch die Nase sprechend, dichterische Vorträge zum Besten gibt.

Aus der Geschichte des Buches.

Von Otfried.

Kaum einer, der noch nicht ehrfurchtsvoll ein altes Buch in der Hand gehalten hat! Kaum einer, der, wenn seltsam-geheimnisvoll lodender Stodgeruch aus den vergilbten Blättern dringt, ohnt, daß die Vorläufer des Buches auf ein Alter von ungefähr 4000 Jahren zurückzuführen. Allerdings hat das Buch die Form, die es seit einigen hundert Jahren hat, nicht immer gehabt. Man kennt auch nicht genau die Geschichte der Entwicklung zu seiner heutigen Gestalt. Im zweiten Jahrtausend vor Christi gab es in Ägypten Papyrusrollen, die durch das Zusammenkleben dünner, aus den entrindeten Schäften der Papyrusstauden geschnittener Blätter hergestellt wurden. Diese Rollen verlag man mit Holzstäben, um sie leicht auf- und abwickeln zu können. Neben den Papyrusrollen wurden auch Pergamentrollen verwendet, die man aus den Häuten der Kälber gewann. Dann mag irgendein findiger Kopf auf den Gedanken gekommen sein, da das Rollen un bequem war, den langen Papierstreifen zu falten. Dadurch wurden die Holzstäbe erspart. Der zusammengefaltete Streifen war auch leichter zu handhaben als der gerollte. Konnte man doch nun irgendeine gefuchte Stelle aufschlagen, ohne erst den ganzen Streifen abrollen zu müssen. Mit diesem zusammengefalteten Streifen war man unierer heutigen Buchform einen bedeutenden Schritt näher gekommen. Unsere Kleinen haben heute noch unzerreißbare Biberbücher, die sich genau dieser Form anpassen, die Leporellobilderbücher. Man beobachte die Kleinen, wie sie in diesen Leporellobilderbüchern blättern und dabei nie fertig werden. Wenn sie es einmal durchgeschlagen haben und am Schlußdeckel angelangt sind, beginnen sie auf der anderen Seite. Nachweislich haben die Japaner diese gefalteten Bücher zuerst gehabt. Später hat man die eine Seite des so gefalteten Bloßes geheftet und damit einen Buchblock gewonnen. Es sei erinnert, daß heute noch aus dem fernen Osten Bücher zu uns kommen, die diesem eben geschilderten Buchblock durchaus gleichen. Sie sind nur oben und unten geschnitten und haften an der Seite zusammen. Man weiß nun nicht, wann und wie sich der Schritt zum heutigen Buch vollzogen hat. Vermuten darf man, daß diese eben geschilderten Blockbücher durch den Gebrauch beschädigt und aufgerissen wurden. Jedoch ist diese Entwicklung durchaus nicht sicher.

Früher waren die Bücher viel kostbarer als heute; denn es war Arbeit der Gelehrten, die Bücher mit eigener Hand zu schreiben. Jemandem anderes Hilfsmittel zur Herstellung und Viervielfältigung gab es ja nicht. Im Mittelalter fertigten schreibende Mönche vielfach wahre Kunstwerke an; noch heute sind uns solche handgeschriebenen Bücher erhalten. Erst die Erfindung der Buchdruckerkunst verbilligte das Buch im Laufe der Jahrhunderte wesentlich. Im späten Mittelalter hatten sich bald Laienschreiber gefunden, die auf eigene Rechnung Bücher schrieben und sie dann verkauften und so ihren Lebensunterhalt zu bestreiten versuchten. Das wurden die ersten gedruckten Bücher auf offener Straße feilgehalten. Doch bald fanden sich Buchhändler, die in Läden ihr Domizil aufschlugen.

Sommerlied.

Das Kornfeld wogt als gelbes Meer;
Sommerblut verblüht in unseren Händen.
Jetzt, o endlich! wird das gefüllte Leben:
Die große Reife und eine Ernte.

Das Kornfeld steigt als Hochchoral:
Gott, der Undenkbare, will zu uns
Und unsere Seele zum Mittag . . .
Alles ist voll und ein Dank: groß und in Demut.

Das Kornfeld brennt, gelbbeiß und unsere Fahnen!
Ein Schrei aus Katen und Fabriken geht.
Ein harter Klang. Ein fordernd Sang:
Für alle Völker Brot!

Walter G. Dschilewski.

Wissen und Schauen

Wie Klytämnestra den Fall Trojas erfährt. Aeschylus schildert uns in seinem „Agamemnon“, daß dieser Held den Fall Trojas seiner Gattin Klytämnestra durch Feuerzeichen habe melden lassen. Auf dem Berge Ida in Kleinasien sei der erste Brand angefaßt; diesen sahen die Wächter auf Lemnos und entzündeten nun ihrerseits einen Flammenhaufen, und so ging es weiter über Athos, Makistos usw. rund um das Ägäische Meer herum bis zu des Brachnaions Gipfel, von wo dann schließlich die Feuerstrahlen in das Schloß der Attiden fielen. „So war die Ordnung dieses Fackellaufs bestimmt, und Flamme so mit Flamme wechselnd, schnell erfüllt!“ sagt Klytämnestra, woraus wir entnehmen können, daß es sich um eine vorher verabredete telegraphische Nachricht handelte. Das ganze ist für die damalige Zeit eine hervorragende Leistung, denn der Weg des Feuertelegramms war, wie Dr. E. Darnstaedter unter Beifügung einer Skizze in der „Umschau“ mitteilt, 540 Kilometer lang und wurde in nur wenigen Nachstunden übermittelt. Von den Teilstrecken war die größte die von Ida bis Lemnos, welche 140 Kilometer beträgt. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob man Flammenzeichen soweit überhaupt noch sehen kann. Wenn wir klare Luft und genügende Helligkeit der Flamme voraussetzen, kommt es dabei auf die Höhe der Flamme und ihres Beobachters über dem Meerespiegel an. Die Flamme auf dem Idagebirge konnte in Höhe von 1770 Metern brennen, der Beobachter auf dem Hermesfelsen von Lemnos stand günstigsten Falles 430 Meter hoch. Das ergibt die Möglichkeit einer direkten Sichtbarkeit bis zu 244 Kilometern! Zum Vergleich sei noch die Sichtbarkeit eines modernen Feuerzeichens, des Blinkfeuers auf dem Helgoländer Leuchtturm, erwähnt. Seine Höhe über dem Meerespiegel ist 85,3 Meter, seine Reichweite beträgt je nach Augenhöhe 90,7 Kilometer. Noch größere Reichweiten können solche Feuer indirekt, d. h. durch Luftspiegelung, gewinnen. Auf diese Weise wurden Genoa-Feuer bis zu 296 Kilometer Entfernung gesehen!

Raundorff redivivus. Der Fall des Spandauer Uhrmachers Raundorff, der als angeblicher Sohn des hingerichteten Ludwig XVI. lange Jahre vergeblich um seine Anerkennung kämpfte und im Jahre 1845 zu Delft in Holland starb, ist von dem Pariser Blatt „Le Cribe“ aufs neue aufgerollt worden. Das Blatt, das das offizielle Organ der noch immer stattlichen Zahl der Anhänger des Thronpräsidenten Raundorff ist, tritt jetzt mit der Behauptung auf den Plan, daß die die königliche Abstammung Raundorffs bestätigenden amtlichen Dokumente seinerzeit aus dem französischen Justizministerium gestohlen worden seien. Der Anspruch Raundorffs gründet sich insbesondere auf die Tatsache, daß die holländischen Regierungsbehörden das Begräbnis des Mannes, dessen Urntel sich heute „Ludwig Prinz von Bourbon“ nennt, mit allen fürstlichen Ehren gestattet haben und daß mit ihrer Genehmigung auf dem Grab ein Zeichenstein errichtet worden ist, der die Aufschrift „Ludwig XVII., König von Frankreich“ trägt. Das französische Justizministerium will indessen bereits ein Jahr später einem Auswanderer mitgeteilt haben, daß im Ministerium keine den Fall Raundorff-Bourbon betreffenden Schriftstücke vorhanden seien. Demgegenüber behaupten die Royalisten, daß noch in den Jahren 1912 und 1913 das die Dokumente enthaltende Aktenstück von dem Senator Boissy d'Anglas eingesehen wurde. Nach ihrer Versicherung erbrachten diese Dokumente den förmlichen Nachweis, daß Ludwig XVII. nicht im Tempelgefängnis, sondern im Ausland starb und daß der „wunderbare Uhrmacher Raundorff“ der Dauphin war. Sein Urntel, der heute in einer eleganten Villa zu Sannois bei Enghien lebt, ist völlig blind und wird bei seiner schriftstellerischen Arbeit von seiner Tochter unterstützt, die er „Prinzessin Madelaine von Bourbon“ nennt.

Was noch zu erfinden bleibt. Nach Sir William Bull, dem Präsidenten des britischen Patentamts, fehlen zur mechanischen Glückseligkeit noch mancherlei Dinge. Aus der aufgestellten Liste dieser technischen Bedürfnisse, die der Erfindergeist bisher unbefriedigt gelassen hat, seien folgende hervorgehoben. Biegsames Glas — ein Straßenbelag, der so präpariert ist, daß er trotz Regen und Feuchtigkeit sauber bleibt — ein Dampferhörer, der fähig ist, 95 Proz. seiner Eigenwärme aufzuspeichern — Wolle, die beim Waschen nicht einkäuft — ein geräuschloses Flugzeug, das dabei so leicht zu handhaben ist, daß es von einem Kind gesteuert werden kann — ein Motor, der je Pferdekraft nicht mehr als ein halbes Kilo wiegt — ein Mittel, um die Abnutzung durch Reibung zu beseitigen oder wenigstens herabzusetzen — ein praktisches Verfahren zur Nahrungsmittelherstellung der Antriebskraft von Ebbe und Flut — ein alkoholfreies Getränk, das Aroma, Duft und Wohlgeschmack besitzt, ohne gesundheitsschädliche Wirkungen zu äußern. Endlich ein brauchbarer — sprechender Film.

Vom Menschen

Die Intelligenz der Verbrecher. Welche Verbrecher haben die größte Intelligenz? Mit dieser Frage beschäftigt sich der australische Psychiater Dr. Minogue im „Medical Journal of Australia“. In der Irrenanstalt, die er leitet, hat er eine große Anzahl von Verbrechern, die ihm zur Beobachtung überwiesen wurden oder als Injassen in die Anstalt kamen, auf ihre Verstandeskraft genau beobachtet. „Es ist eine merkwürdige Tatsache“, schreibt er, „daß die intelligentesten Verbrecher, die ich beobachtet konnte, durchweg Mörder waren.“

Aber auch von diesen Mördern hatten fast 50 Proz. geistige Defekte. In der Klasse der Sittlichkeitsverbrecher waren 81 Proz. geistig sehr schwach entwickelt. Einer von ihnen stand auf einer Stufe des Verstandes, die der eines normalen Kindes unter 5 Jahren entspricht. Dies war die geringste Verstandesentwicklung, die der Arzt bei den Verbrechern beobachtete. In der Klasse der Fälscher, Betrüger und Hochstapler, bei denen man einen verhältnismäßig hohen Grad von Intelligenz annehmen möchte, waren auch kaum 50 Proz. mit Verstandesgaben ausgerüstet, die man als normal bezeichnen kann. Minogue spricht dann weiter von der Stellung, die die geistig Minderwertigen überhaupt in der Gesellschaft einnehmen. Nach seinen statistischen Feststellungen sind von 25 geistig minderwertigen Personen 19 nützliche Mitglieder der Gesellschaft. Nur 6 unter diesen 25 zeigen verbrecherische Instinkte. Die weitaus größte Zahl also kann am richtigen Ort durchaus zu fruchtbringender Arbeit verwendet werden. Freilich müssen diese Arbeiten dem Geisteszustand dieser anormalen Menschen angepaßt sein und viele von ihnen sind nur imstande, ganz mechanische Verrichtungen auszuführen, die stets dieselben bleiben müssen. Die geringste Veränderung in der regelmäßigen Abfolge ihres Lebens und Luns bringt sie schon in Verwirrung und Unruhe.

Naturwissenschaft

Merkwürdige Spinnen. In Queenstown lebt eine Spinnenart *Dicrostichus magnificus*, die sich durch Größe und Farbe auszeichnet. Sie ist gefleckt mit 14 roten Punkten, das Kopfstück weinrot. Die aus doppelten Lagen von Fäden bestehenden Kokons enthalten bis 600 Eier. Das Seltsamste aber ist die Jagdart dieser Spinne. Am unteren Ende eines senkrecht gespannten Netzes hängt an einem Faden eine steinadelkopfgroße Kugel. Naht sich ein Insekt, so schleudert die Spinne diesen Faden wie einen Lasso und fängt die Beute ein. Ganz ähnlich verhält sich *Cladomelea akermani* in Natal; auch sie ist 15 Millimeter lang, bräunlich, die Barzen rotbraun; ihre Kokons hängen reihenweise im Gras wie kleine Früchte. Auch sie baut kein Fangnetz, sondern schleudert ständig ihren Lasso herum, den sie alle 15 Minuten erneuert muß, da die Luft den Faden schnell austrocknet. Ob die Gleichheit der Lebensäußerungen so entfernt wohnender Tiere auf Zufall oder alter Verwandtschaft beruht, ließ sich bisher nicht feststellen.

Kulturgegeschichte

Der Ursprung der Briefkästen. Die Briefkästen, die sich heute auf jedem Dorf befinden, haben eine merkwürdige Entstehungsgeschichte, auf die in einem italienischen Blatt hingewiesen wird. Im 16. Jahrhundert brachten die Behörden in Florenz in den Kirchen hölzerne Kästen an, in denen sich ein Spalt befand. Diese Kästen waren zur Aufnahme von anonymen Anzeigen bestimmt, durch die sich die gefährdete Regierung gegen irgendwelche Umstürze und Verbrechen sichern wollte. Die Kästen führten den Namen „tamburi“. Nur die Mitglieder der Regierung besaßen dazu den Schlüssel und nahmen von Zeit zu Zeit die eingelaufenen Denunziationen heraus, um Nachforschungen zu halten. Man wollte auf diese Weise die Republik schützen, und die tamburi sollten allen Aufrührern zur Warnung dienen, daß die Regierung stets wachsam sei. Die Kästen erhielten sich in Florenz lange Zeit. Aber als ihre ursprüngliche Benutzung in Vergessenheit geraten war und das Postwesen sich allmählich entwickelte, da steckten die Briefträger die Briefe für die Geistlichen in diese Behälter in den Kirchen, und diese praktische Verwendung bürgerte sich allmählich ein. Die tamburi wurden an den Postanstalten angebracht, und so entstanden die Briefkästen, die dann mit der Entwicklung der Post ihren Siegeszug durch die ganze Welt antraten.

Antike Generalfstabarten. Bei Ausgrabungen in der Nähe von Damaskus hat man einen sehr interessanten Fund gemacht. Man stieß dort auf einen Schild, auf dessen Lederbezug eine Karte gemalt war, wie die römischen Legionäre sie mit sich führten, um sich zu orientieren. Der Schild gehörte einem Bogenschützen aus dem dritten Jahrhundert. Auf der Karte ist das Meer, auf dem Schiffe angebeutet sind, blau gemalt; das Land ist rot und auch die Flüsse sind eingezeichnet. Die verschiedenen Lagerplätze sind in griechischer Sprache verzeichnet und ihr Abstand ist in Meilen angegeben. Die Strecke beginnt mit dem Abmarsch von Odesus (heut Barna) und geht dann über Callatis (Mangalia) und Toni (Konstanza) zur Donau, weiter quer durch Bessarabien und Südrussland nach Heracles (Chersonesus (Sewastopol) auf der Krim. Die Karte beweist, daß die Römer zur Zeit des Kaisers Severus Garnisonen in Südrussland in Tyrus (Alexman, Dibia, an der Mündung des Bug) und auf dem Chersonesus hatten, die durch gute Straßen verbunden waren.

Giftpfeile in Europa. Daß die Naturvölker sich für Jagd und Krieg vergifteter Pfeile bedienen, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt ist dagegen, wie lange sich vergiftete Schusswaffen in Europa gehalten haben. Nachzuweisen sind sie, der Zeitschrift „Zeiten und Völker“ zufolge, bei den Kelten, Franken, Vandalen usw. Aber auch die höflichen Ritter des Mittelalters kannten sie noch, deren Anschauungen über Kampfmoral noch sehr viel strenger waren als z. B. die der homerischen Helden. Gottfried von Straßburg und seine Fortsetzer erwähnen wiederholt vergiftete Pfeile und Speere und in Frankreich wurden sie zur Jagd noch bis ins 14. Jahrhundert verwendet.